

wohne, perfekt. Es war kein einfacher Schritt. Ich musste dafür auch über meinen Schatten springen.

Die offizielle Bekanntgabe hielten viele Leute für einen Scherz – und manche für einen schlechten. Für meine Entscheidung habe ich viel Applaus und Zuspruch, aber auch mächtig auf die Fresse bekommen. Vor allem aus Magdeburg, was nachvollziehbar ist. Und aus meinem Freundeskreis, zu dem viele ehemalige Handballer gehören, für die Bob ein rotes Tuch ist. Sie haben ihre Gründe. Gerade in den ersten Wochen nach der Unterschrift musste ich mir einiges anhören. Das war und ist nicht ganz einfach für mich. Ich sitze zwischen den Stühlen, und es kann sich jeder vorstellen, dass das nicht gerade der bequemste Platz ist.

Was den Job betrifft, bin ich genau dort, wo ich sein will. Es war der richtige Schritt.

Machen wir uns nichts vor: Bob ist ein Stratege, der sehr weit vorausschaut, viel weiter, als es in unserer Sportart üblich ist, in der das nächste Spiel immer nur drei, vier Tage entfernt ist. Mich nach Berlin zu holen, war anfangs eine ganz pragmatische Nummer, eine reine Business-Entscheidung von Bob, und das gilt ja auch für meine Seite. Ich denke, mittlerweile mag er mich auch. Das beruht auf Gegenseitigkeit.

Im Alltag erlebe ich Bob als unermüdlichen und leidenschaftlichen Arbeiter. Er hasst Mittelmaß und akzeptiert nicht, wenn jemand zu wenig aus seinen Möglichkeiten macht. Von den Menschen, mit denen er zusammenarbeitet, fordert er unheimlich viel – aber nie mehr, als er selbst zu geben bereit ist. Das klingt erst mal fair, aber man muss bedenken, dass Bob für den Handball lebt. Neudeutsch: 24/7. Ich kenne niemanden in unserem Sport, der härter arbeitet. Wenn der inflationär verwendete Zusatz „rund um die Uhr“ auf jemanden zutrifft, dann auf Bob.

Wer mich kennt, der weiß, dass das nicht unbedingt meiner Vorstellung vom Leben entspricht. Ich könnte sein Leben nicht ansatzweise führen, hätte keine Lust, mich mit Haut und Haaren und allen Stunden des Tages dem Handball zu verschreiben. Um das zu erreichen, was er erreicht hat, müsste ich mein Pensum nicht verdoppeln. Sondern verzehnfachen. No way! Aber er akzeptiert mehr und mehr, dass es auch andere Wege gibt, die zum Ziel führen, als nur den Hanning-Weg, und ich für meinen Teil Freiheiten brauche, um meine Qualitäten ausspielen zu können. Das bedeutet nicht, dass die Füchse besser werden, wenn ich auf dem Golfplatz einen Birdie hinlege, aber ich habe auf dem Green mit dem Smartphone in der Hand schon so manchen Deal eingefädelt und Konflikte entschärft. Allerdings lässt Bob kaum eine Gelegenheit aus, mich daran zu erinnern, dass es immer etwas zu tun gibt. Er macht das sehr subtil, aber unmissverständlich.

Wir haben mittlerweile ein sehr respektvolles und vertrauensvolles Verhältnis. Natürlich gibt es auch mal Meinungsverschiedenheiten, die wir mit offenem Visier austragen, aber die Diskussionen gehen immer zivilisiert ab, sind meistens fruchtbar und letztlich auch bereichernd – und das meine ich nicht in monetärer Hinsicht!

Was die Arbeit angeht, passt kein Blatt Papier zwischen uns, und er hat mich in der Zeit unserer Zusammenarbeit bislang nicht ein einziges Mal enttäuscht oder nicht Wort gehalten. Wir ergänzen uns gut. Ich bin mehr der emotionale Typ, Bob der

rationale. Wenn es die Situation erfordert, spielen wir Good Cop/Bad Cop. Als echten Bad Guy sehe ich ihn nicht.

Anders als oft behauptet, handelt Bob nicht zuerst aus persönlichen Motiven oder weil er jemanden besonders gut oder gar nicht leiden kann, sondern immer der Sache wegen. Das ist zumindest meine Erfahrung, seit wir Seite an Seite die gleichen Ziele verfolgen. Ich erlebe Bob als leidenschaftlich, aber zugleich kühl kalkulierend, wenn es sein muss, knallhart, aber nicht böseartig. Ich denke, manchmal fehlt es ihm an Gespür, was Worte und Entscheidungen bei einem Gegenüber anrichten können. Ich habe den Eindruck, er merkt oft gar nicht, wenn er jemandem vor den Kopf stößt. Er ist jedenfalls keiner, der ohne mit der Wimper zu zucken Leute absägt und pfeifend über Leichen spaziert. Bob ist kein Arschloch.

Er ist ein Macher und Entscheider, der sich nicht scheut, auch heiße Eisen anzupacken, wenn andere Leute herumeiern, sich lieber wegducken oder Konflikte aussitzen wollen. Er ist auch kein Verstecker oder Verpisser, sondern sagt einem die Meinung auf den Kopf zu, kann knallhart in seinem Urteil und seiner Ansprache sein. Manchmal gibt er es den Leuten mit der groben Kelle. Dabei übertreibt er es auch mal, und es kommt nicht gut an, zeigt aber meistens die gewünschte Wirkung. Wenn er von dir überzeugt ist, dann steht er hinter dir. Dann hält er, wenn es sein muss, auch mal den Kopf für dich hin.

Bob ist ein Überzeugungstäter. Er trifft Entscheidungen nicht, um besser dazustehen oder dafür gefeiert zu werden, sondern weil er sie für richtig hält. Wer das nicht glaubt, sollte kurz mal nachzählen, wie oft Bob außerhalb der Berliner Stadtgrenzen für irgendetwas auf breiter Basis Beifall bekommen hat. Den Applaus gab es oft erst viel später – und meistens nicht für ihn. Er denkt und handelt, um den Sport voranzubringen.

Es gibt keinen besseren Beweis dafür als sein Engagement für den Nachwuchs. Da legt Bob einen regelrechten Fanatismus an den Tag. Wer sonst würde das denn in Doppelfunktion machen? Jeden Morgen die A-Jugend trainieren? Jeden Morgen um 7 Uhr in der Halle stehen? Am Wochenende Hunderte von Kilometer durch Deutschland zu Spielen fahren oder durch halb Europa zu allen möglichen Turnieren? Das macht er aus Leidenschaft, aus Freude, nicht aus Kalkül oder Berechnung, was ihm ja viele vorwerfen. Er hat in Berlin ein Nachwuchsleistungszentrum aufgebaut, das in Deutschland seinesgleichen sucht und auch in Europa zu den besten gehört. Davon profitieren am Ende auch die Nationalmannschaft und damit letztlich der gesamte Handball hierzulande, für den Bob verdammt viel getan hat – und dabei meiner Meinung nach weit mehr gegeben als zurückbekommen hat. Der DHB wird es schwer haben, ihn zu ersetzen, und müsste eigentlich zwei Leute als Nachfolger einstellen.

Bevor mir jemand Schmeichelei oder Arschkriecherei vorwirft und mir auch noch eine bezahlte Autorenschaft (nein, leider) unterstellt wird: Bob ist zweifellos ein eigenwilliger und kein einfacher Typ, das wissen wir alle, und das weiß er selbst. Aber das bin ich auch nicht. Wer ist das schon?! Und natürlich bin ich nach wie vor nicht immer mit allem einverstanden, was er sagt und auch wie – und in welchem Pullover.

Ja, die Pullover ... Und die Sakkos. Und Hemden. Ich muss darauf zu sprechen kommen, weil es direkten Einfluss auf mein Leben hat. Ich weiß nicht, ob es jemandem aufgefallen ist, aber seitdem ich mit Bob zusammenarbeite, trage ich nur noch einfarbig. Schwarz, Weiß und wenn ich mal was ganz Verrücktes machen will: Grau. Ich traue mich schon gar nicht mehr, etwas Buntes anzuziehen, aus Angst, jemand könnte sagen, ich mache das nur, um meinem Chef zu gefallen. Über Geschmack lässt sich bekanntlich streiten, und wenn ich heute Fotos von mir aus den 90ern angucke, dann sitze ich beim Thema Mode sicherlich im Glashaus, aber an manchen Spieltagen erscheint Bob in einem Aufzug in der Halle, der sogar einer Schaufensterpuppe die Schamesröte auf die Plastikwangen treiben würde. Ich darf das sagen. Mittlerweile kann Bob nämlich über sich selbst lachen, ziemlich herzlich sogar.

Viele Leute regen sich ernsthaft über seine Outfits auf. Fakt ist auch: Sie reden darüber. Wer die Pullover wirklich für ein gravierendes Problem im deutschen Handball hält, sollte auch bedenken, dass es in diesem Land Millionen von Menschen gibt, die keine Ahnung von Handball haben, geschweige denn den Namen eines Nationalspielers kennen. Aber sie kennen den Typen mit den bunten Pullis.

Tja, jetzt ist mein Beitrag doch beinahe ein Roman geworden. Ich hätte es kurz und mir einfach machen können. Ein paar warme Worte, fertig, nach dem Motto: Früher fand ich ihn scheiße, heute ist er ein geiler Typ. Aber das hätte erstens wie eine Pflichtübung ausgesehen, eine Gefälligkeit. Vor dem Hintergrund unserer komplizierten Vorgeschichte wäre eine knappe Würdigung auf ein, zwei Seiten Papier einfach nicht glaubwürdig gewesen – und es wäre der Person Bob Hanning auch nicht gerecht geworden.

Ich kann und will niemanden zwingen, Bob Hanning toll zu finden. Aber ich würde mir wünschen, für ihn, dass sich der ein oder andere die Mühe macht, genauer hinzuschauen, wer in den schrillen Pullovern und was hinter der großen Klappe steckt. Ich habe den zweiten Blick jedenfalls nicht bereut. Je weiter wir uns angenähert haben, desto mehr ist mein Respekt für sein Engagement für den Handball, aber auch meine Sympathie gewachsen. Ich bin der lebende Beweis, dass Bob nicht nachtragend ist. Ich war viele Jahre lang sein vielleicht größter, eindeutig aber sein lautester Kritiker. Er hat mich überzeugt. In meinen Augen ist Bob Hanning ein ganz Großer. Trotz der Pullover. Punkt.

Geschrieben von Nils Weber

II. Erfolg ist planbar – aber aller Anfang ist schwer

Hochhaus-Träume: Kirmes in den Siebzigern oder Wie alles anfang

Es begann auf einer Fensterbank in Essen. Norbertstraße 1, Hochhaus, zehnter Stock. Bei Tante Michael. Meine Mutter arbeitete zu jener Zeit besonders viel. Sie verbrachte unzählige Stunden in der Universität, um für ihren Psychologie-Abschluss zu lernen. Und so gab es immer wieder Zeiten, in denen keiner zu Hause war und ich nach der Schule zu unserer Nachbarin, einer älteren Dame, ging. Tante Michael kümmerte sich rührend um mich. Sie kochte für mich und spielte mit mir stundenlang Matchbox-Autos. Am liebsten saß ich auf ihrer hellen Marmorfensterbank in der Stube. Von dort oben hatte man einen tollen Ausblick. Ich fühlte mich wie im Riesenrad. Vor unserem Haus passierte über das Jahr hinweg so allerhand, das Allergrößte war die Kirmes auf dem großen Parkplatz, die zweimal jährlich bei uns Station machte. Das Gewirr von Menschen, die bunten Lichter, das Gefühl von großer Welt: Ich liebte es. Manchmal gingen wir nach unten, um eine Runde über den Platz zu drehen. Ich bekam Zuckerwatte und Popcorn und durfte Karussell fahren. Je höher und schneller, desto besser. Der Rummel war aber längst nicht alles, was mir der Ausblick aus Tante Michaels Stubenfenster bot. Jenseits des Parkplatzes lag linker Hand die Grugahalle. Die Gedanken des kleinen Bob begannen zu fliegen, wenn ich an die sportlichen Schlachten dachte, die dort Woche für Woche geschlagen wurden. Erst waren es die Handballer von SC Phönix Essen, die in der Grugahalle regelmäßig um Bundesliga-Punkte kämpften, später dann der legendäre TuSEM, der dort seine Meisterschaften errang.

Wenn du im Ruhrpott mit Blick auf die Grugahalle aufgewachsen bist, dann war der TuSEM schnell das Größte. Natürlich wollte ich Handballprofi werden! Irgendwann suchte ich die Telefonnummer des Jugendabteilungsleiters raus und rief bei ihm an. „Ich will Torwart werden“, sagte ich und verwies auf meine astzarten Reflexe. Zwei Tage später stand ich zum ersten Mal in der Halle.

Meine Mutter Layla war darüber nicht sonderlich begeistert. Nicht, dass sie ein Problem damit gehabt hätte, dass ich die Sache selbst in die Hand genommen hatte, sie hat meine Begeisterung für den Handball schlicht nicht verstanden. Sport spielte bei uns überhaupt keine Rolle, er war nicht existent. Selbst Fußballübertragungen im Fernsehen wurden im Hause Hanning ignoriert. Meine Mutter und auch ihr neuer Mann, mein Stiefvater Wolfgang, haben unheimlich viel gelesen und gearbeitet. Sie legten großen Wert auf Erziehung, achteten auf Tischmanieren und vermittelten mir Werte im Umgang mit Menschen. Aber Sport? Nie! Gerne hätten sie es gesehen, dass ich die Zeltfabrik meiner Großeltern mütterlicherseits übernehme. Das Unternehmen in Kassel-Wilhelmshöhe mit fast tausend Mitarbeitern genoss Weltruf. Und ich war nach dem Tod meines Bruders Tobias, der wenige Wochen nach seiner Geburt an einer Hirnhautentzündung starb, das einzige Enkelkind. Doch ich hatte andere Dinge als die Unternehmensnachfolge im Kopf. Meine Gedanken drehten sich von Anfang an um Handball.

Ich war, das musste ich allerdings schnell einsehen, eher minderbegabt fürs Handballspielen. Und auch minderbemittelt – allein aufgrund meiner Körpergröße, die selbst zu besten Zeiten 1,68 Meter nicht überstieg. Die goldene Regel im Zusammenspiel von Abwehr und Torhüter, die typische Aufteilung in eine Torwart- und eine Blockecke, war bei uns außer Kraft gesetzt. Bei uns gab es nur oben und unten. Für oben fehlten bei mir leider die entscheidenden Zentimeter, deswegen musste ich zumindest unten meinen Kasten sauber halten. Meine unbändige Lust schmälerten die schwierigen Voraussetzungen nicht im Geringsten. Nichts tat ich lieber, als durch mein Tor zu segeln, auch wenn die Bälle häufig links und rechts oben einschlugen, ohne dass ich auch nur ansatzweise eine Chance gehabt hätte, eine Hand an den Ball zu bekommen. Wenn ich dann doch mal einen Wurf pariert hatte, drehte ich mich dreimal um die eigene Achse und feierte mich wie einen Weltmeister, bevor ich den Ball zum Gegenstoß rausspielte. Mein Potenzial reichte noch für die Essener Stadtauswahl und für ein Training in der Niederrheinauswahl. Das lag aber auch nur daran, dass die Mannschaft bei uns im Leistungszentrum trainierte und sie einen Torwart brauchte. Irgendwann musste ich dann jedoch einsehen, dass meine Bemühungen nicht zielführend waren und es für mich bis ganz nach oben als Handballer nicht reichen würde. So begann ich schon im Alter von 14 Jahren, Jugendmannschaften zu coachen, meine Prioritäten verschoben sich: Ich wollte es nun als Trainer an die Spitze schaffen. Dafür studierte ich Taktiken und Trainingsformen, Wurfbilder und Abwehrsysteme. Mir hat es schon als Kind viel Freude bereitet, gemeinsame Ziele zu verfolgen und Strategien zu entwickeln. Während die anderen auf Partys gingen und Mädels abschleppten, tüftelte ich an Trainingsplänen und träumte von Titeln und Triumphen.